

Ein Tag im Leben dreier Frauen: Clarissa Vaughan im New York der neunziger Jahre bereitet eine Party für ihren Jugendfreund vor; von ihm hat sie den Spitznamen »Mrs. Dalloway«, nach einer Heldin bei Virginia Woolf. Laura Brown, Hausfrau und Mutter in einem Vorort von Los Angeles im Jahr 1949, entflieht ihrem Alltag und liest »Mrs. Dalloway«. Und schließlich Virginia Woolf in Richmond im Jahr 1923; sie vermisst die Großstadt London, und sie ringt um den ersten Satz ihres Romans »Mrs. Dalloway«. Ein überwältigend schöner und bewegender Roman über Freundschaft und Liebe, über die Suche nach Anerkennung und Lebensglück.

MICHAEL CUNNINGHAM wurde 1952 in Cincinnati, Ohio, geboren und lebt heute in New York City und Provincetown. Sein Roman »Die Stunden« wurde u. a. mit dem Pulitzerpreis und dem PEN/Faulkner Award ausgezeichnet und in 22 Sprachen übersetzt. Die überaus erfolgreiche Verfilmung »The Hours« mit Meryl Streep, Julianne Moore und Nicole Kidman erhielt einen Oscar.



*»Ein brillanter Roman über Frauen,
die keine Kompromisse wollen.«*

Brigitte

MICHAEL CUNNINGHAM

Die Stunden

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Georg Schmidt

btb

Für Ken Corbett

Wir wollen einen dritten Tiger suchen.
Dieser wird, wie die anderen, ein Bild sein
aus meinen Träumen, ein System aus Wörtern
der Menschen, und nicht der Tiger mit Rückgrat,
der jenseits der Mythologien auf der
Erde lebt. Ich weiß wohl, doch zwingt mir etwas
dies unbegrenzte Abenteuer auf,
sinnlos und alt, und so harre ich aus
und suche in der Dämmerzeit des Abends
den andren Tiger, den, der nicht im Vers ist.

– JORGE LUIS BORGES, *Der andere Tiger*, 1960

Ich habe keine Zeit, meine Pläne darzulegen.
Ich müsste eine Menge über *The Hours* sagen, &
über meine Entdeckung; wie ich hinter meinen
Figuren schöne Höhlen ausgrabe; ich glaube, da-
durch kommt genau zum Ausdruck, was ich will;
Menschlichkeit, Humor, Tiefe. Die Idee ist, dass
die Höhlen sich verbinden, & jede im gegenwär-
tigen Augenblick ans Tageslicht kommt.

– VIRGINIA WOOLF, *Tagebücher*, 30. August 1923

Prolog

Sie hastet aus dem Haus, wirft einen für die Witterung zu schweren Mantel über. 1941. Wieder hat ein Krieg begonnen. Sie hat eine Nachricht für Leonard hinterlassen und eine weitere für Vanessa. Zielstrebig geht sie in Richtung Fluss, ihres Vorhabens gewiss, doch sogar jetzt lässt sie sich noch beinahe ablenken durch den Anblick der grünen Hügel, der Kirche und ein paar vereinzelter Schafe, leuchtend weiß, mit einem leichten Stich ins Schwefelgelbe, die unter einem dunkelnden Himmel weiden. Sie hält inne, betrachtet die Schafe und den Himmel, geht dann weiter. Hinter ihr murmeln die Stimmen; Bomber dröhnen am Himmel, die sie nicht sehen kann, obgleich sie Ausschau nach ihnen hält. Sie kommt an einem Landarbeiter vorbei (heißt er nicht John?), einem stämmigen Mann mit kleinem Kopf, der eine kartoffelfarbene Weste trägt und den Graben säubert, der durch die Weidenpflanzung führt. Er blickt auf, nickt ihr zu, schaut wieder hinab in das braune Wasser. Welch ein Erfolg für ihn, welch ein Glück, einen Graben durch eine

Weidenpflanzung reinigen zu können, denkt sie auf dem Weg zum Fluss. Sie hingegen hat versagt. Eigentlich ist sie gar keine Schriftstellerin; lediglich eine begabte Exzentrikerin. Himmelsfetzen schillern in den Pfützen, die der Regen letzte Nacht hinterlassen hat. Ihre Schuhe sinken ein wenig in den weichen Boden ein. Sie hat versagt, und jetzt sind die Stimmen wieder da, das undeutliche Gemurmel knapp außerhalb ihres Blickfelds, hinter ihr, hier, nein, dreh dich um, und sie sind irgendwo anders. Die Stimmen sind wieder da, und der Kopfschmerz naht so sicher wie der Regen, der Kopfschmerz, der sie, was sie auch ist, zermalmen und ihre Stelle einnehmen wird. Der Kopfschmerz naht, und es scheint (beschwört sie die nun selbst herbei?), dass die Bomber wieder am Himmel auftauchen. Sie erreicht den Uferdamm, steigt darüber und wieder hinab zum Wasser. Flussaufwärts, weit weg, ist ein Angler, er wird sie nicht bemerken, oder? Sie sucht einen Stein. Sie geht rasch, aber systematisch vor, als hielte sie sich an ein Rezept, das man gewissenhaft befolgen muss, wenn es gelingen soll. Sie wählt einen aus, der ungefähr die Größe und die Form eines Schweineschädels hat. Selbst als sie ihn hochhebt und ihn in eine Tasche ihres Mantels zwingt (der Pelz kitzelt sie am Hals), nimmt sie unwillkürlich die kalkige Kälte des Steins und seine Farbe wahr, ein milchiges Braun mit grünen Flecken. Sie

steht unmittelbar am Fluss, der ans Ufer schwappt und die kleinen Unebenheiten im Morast mit klarem Wasser füllt, das gänzlich anders beschaffen sein könnte als die gelbbraune, gesprenkelte Masse, die sich, scheinbar fest wie eine Straße, ebenmäßig von einem Ufer zum andern erstreckt. Sie tritt einen Schritt vor. Sie zieht ihre Schuhe nicht aus. Das Wasser ist kalt, aber nicht unerträglich kalt. Sie hält inne, steht bis zu den Knien im Wasser. Sie denkt an Leonard. Sie denkt an seine Hände und seinen Bart, die tiefen Furchen um seinen Mund. Sie denkt an Vanessa, an die Kinder, an Vita und Ethel: so viele. Sie haben alle versagt, nicht wahr? Plötzlich tun sie ihr unendlich leid. Sie stellt sich vor, dass sie umkehrt, den Stein aus der Tasche nimmt, zum Haus zurückgeht. Sie könnte vermutlich rechtzeitig zurück sein, um die Briefe zu vernichten. Sie könnte weiterleben; sie könnte ihnen diese letzte Gefälligkeit erweisen. Knietief im fließenden Wasser stehend, entscheidet sie sich dagegen. Die Stimmen sind da, der Kopfschmerz kommt, und wenn sie sich wieder in die Obhut von Leonard und Vanessa begibt, werden sie sie nicht noch einmal gehen lassen, oder? Sie beschließt, darauf zu bestehen, dass man sie gehen lässt. Unbeholfen wadet sie hinaus (der Boden ist schlüpfrig), bis ihr das Wasser zur Taille reicht. Sie wirft einen Blick flussaufwärts zu dem Angler, der eine rote Jacke trägt und sie nicht

bemerkt. Auf dem gelben Fluss (eher gelb als braun, wenn man's genau besieht) spiegelt sich matt der Himmel. Das also ist die letzte Wahrnehmung – ein Angler in einer roten Jacke und der bewölkte Himmel, der sich im trüben Wasser widerspiegelt. Beinahe unfreiwillig (es kommt ihr unfreiwillig vor) tritt oder torkelt sie vorwärts, und der Stein zieht sie hinein. Einen Augenblick lang kommt es ihr dennoch nichtig vor; es kommt ihr vor, als habe sie ein weiteres Mal versagt; nur kühles Wasser, aus dem sie mühelos wieder herausschwimmen kann; doch dann erfasst sie die Strömung und zieht sie mit einer so jähren, geschmeidigen Kraft mit sich, dass es sich anfühlt, als hätte sich ein starker, muskulöser Mann vom Grund erhoben, ihre Beine gepackt und sie an seine Brust gedrückt. Es fühlt sich menschlich an.

Über eine Stunde später kehrt ihr Mann aus dem Garten zurück. »Madame ist ausgegangen«, sagt das Hausmädchen und schüttelt ein fadenscheiniges Kissen auf, aus dem winzige Daunen stöbern. »Sie hat gesagt, sie kommt bald wieder.«

Leonard geht nach oben ins Wohnzimmer, um die Nachrichten zu hören. Er findet einen blauen, an ihn adressierten Umschlag auf dem Tisch. Darin steckt ein Brief.

Liebster,

Ich fühle deutlich, dass ich wieder verrückt werde.

Ich glaube, wir ertragen eine so schreckliche Zeit nicht noch einmal.

Und diesmal werde ich nicht wieder gesund werden.

Ich höre Stimmen und ich kann mich nicht konzentrieren.

Also tue ich das, was mir in dieser Situation das Beste zu sein scheint. Du hast mir das größtmögliche Glück geschenkt. Du bist mir alles gewesen, was jemand für einen Menschen sein kann. Ich glaube nicht, dass zwei Menschen glücklicher hätten sein können, bis diese schreckliche Krankheit kam.

Ich kann nicht mehr dagegen ankämpfen. Ich weiß, dass ich Dein Leben ruiniere und dass Du ohne mich arbeiten könntest. Und das wirst Du auch, ich weiß es.

Du siehst, nicht einmal das hier kann ich ordentlich schreiben. Ich kann nicht lesen.

Was ich sagen möchte, ist, dass ich alles Glück in meinem Leben Dir verdanke.

Du hast unendliche Geduld mit mir gehabt & bist unglaublich gut zu mir gewesen. Das möchte ich sagen – jeder weiß es. Wenn jemand mich hätte retten können, wärest Du es gewesen. Alles andere hat mich verlassen, außer dem sicheren Wissen um Deine Güte. Ich kann Dein Leben nicht länger ruinieren.

Ich glaube nicht, dass zwei Menschen glücklicher hätten sein können, als wir gewesen sind.

Virginia

Leonard stürzt aus dem Zimmer, rennt nach unten. »Ich glaube, Mrs. Woolf ist etwas zugestoßen«, sagt er zu dem Hausmädchen. »Ich glaube, sie hat möglicherweise versucht sich umzubringen. Wohin ist sie gegangen? Haben Sie sie gesehen, als sie das Haus verlassen hat?«

Das Mädchen ist verängstigt, fängt an zu weinen. Leonard stürmt hinaus und geht zum Fluss, vorbei an der Kirche und den Schafen, vorbei an der Weidenpflanzung. Am Flussufer stößt er lediglich auf einen Mann in einer roten Jacke, der angelt.

Rasch wird sie von der Strömung davongetragen. Sie scheint zu fliegen, wirkt wie ein Fabelwesen, die Arme ausgestreckt, mit fließendem Haar, dem Pelzmantel, der sich wie ein Schweif hinter ihr bauscht. Schwerfällig treibt sie durch braune, körnige Lichtstrahlen. Ihre Füße (die Schuhe sind nicht mehr da) streifen gelegentlich den Grund, und jedes Mal wirbeln sie eine träge Schlickwolke mit schwarzen Blattrippen auf, die nahezu reglos im Wasser stehen bleibt, nachdem sie vorbei und außer Sicht ist. Grünschwarte Ranken verfangen sich in ihren

Haaren und dem Pelzmantel, und eine Zeitlang sind ihre Augen von einem dicken Strang Wasserkraut verdeckt, der sich schließlich löst und davontreibt, sich verwindet, entwirrt und wieder verwindet.

An einem der Pfeiler der Brücke in Southease kommt sie endlich zur Ruhe. Die Strömung zieht und zerrt an ihr, doch sie sitzt am Fuß der wuchtigen, viereckigen Stütze fest, den Rücken dem Fluss zugekehrt und das Gesicht am Stein. Sie rollt sich dort ein, hat einen Arm an die Brust gelegt, und der andere schwebt über ihrer Hüfte. Ein Stück über ihr ist die helle, gekräuselte Wasseroberfläche. Unstet spiegelt sich dort der Himmel, weiß und wolkenverhangen; schwarze Krähen, scharf umrissen wie Scherenschnitte, ziehen vorbei. Personenwagen und Laster rumpeln über die Brücke. Ein kleiner Junge, nicht älter als drei, der mit seiner Mutter die Brücke überquert, bleibt am Geländer stehen, kaut sich hin, schiebt den Stock, den er bei sich hat, zwischen den Querstreben hindurch und lässt ihn ins Wasser fallen. Seine Mutter drängt ihn weiterzugehen, doch er will unbedingt noch bleiben, zusehen, wie der Stock von der Strömung erfasst wird.

Hier sind sie nun, an einem Tag in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs: der Junge und seine Mutter auf der Brücke, der auf dem Wasser treibende Stock und Virginias Leib am Grund des Flusses,

als träumte sie von da oben, von dem Stock, dem Jungen und seiner Mutter, dem Himmel und den Krähen. Ein olivgrüner Laster rollt über die Brücke, beladen mit Soldaten, die dem Jungen zuwinken, der gerade den Stock geworfen hat. Er winkt zurück. Er verlangt, dass seine Mutter ihn hochnimmt, damit er die Soldaten besser sehen kann; damit auch sie mehr von ihm sehen. All das dringt in die Brücke ein, hallt durch Holz und Stein, dringt in Virginias Leib ein. Ihr Gesicht, an den Pfeiler gedrückt, nimmt das alles auf: den Laster und die Soldaten, die Mutter und das Kind.

Mrs. Dalloway

Die Blumen müssen noch besorgt werden. Clarissa gibt sich gereizt (obgleich sie solche Aufgaben liebt), lässt Sally das Badezimmer putzen, verspricht, in einer halben Stunde zurück zu sein, und stürmt hinaus.

New York City. Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts.

Der Junimorgen draußen vor der Tür zum Vestibül ist so schön und klar, dass Clarissa auf der Schwelle innehält wie am Rand eines Schwimmbeckens, als betrachtete sie das türkise Wasser, das an die Kacheln schwappt, das flimmernde Gespinnst der Sonnenstrahlen in der blauen Tiefe. Als stünde sie am Rand eines Schwimmbeckens, zögert sie den Sprung hinaus, den jähen Eishauch, den schieren Schock beim Eintauchen. New York mit seinem Lärm und seiner düsteren braunen Hinfälligkeit, seinem bodenlosen Niedergang, bringt immer ein paar Sommermorgen wie diesen zustande; Morgen, die durchdrungen sind von neuem Leben, das sich überall mit einer solchen Entschiedenheit behauptet.

tet, dass es fast komisch ist, wie eine Comicfigur, die andauernd schreckliche Prügel einstecken muss und immer wieder unversehrt, ungeschoren davonkommt, bereit zu mehr. Auch in diesem Juni haben die Bäume entlang der West Tenth Street auf dem spärlichen Stück Boden voller Hundedreck und weggeworfener Verpackungen, auf dem sie stehen, wieder makellose kleine Blätter ausgetrieben. Wieder ist in dem Blumenkasten der alten Frau nebenan, in dem wie immer verblichene rote Plastikgeranien in der Erde stecken, ein einzelner Löwenzahn aufgegangen.

Was für ein Kribbeln, was für ein Schock, an einem Junimorgen am Leben zu sein, wohlhabend, geradezu unanständig vom Glück begünstigt, und einen simplen Einkauf tätigen zu müssen. Sie, Clarissa Vaughan, ein ganz gewöhnlicher Mensch (wieso sollte sie das in ihrem Alter noch leugnen?), muss Blumen besorgen und eine Party geben. Als Clarissa aus dem Vestibül tritt, berührt ihr Fuß den rotbraunen, mit Glimmer durchsetzten Stein der ersten Treppenstufe. Sie ist zweiundfünfzig, gerade mal zweiundfünfzig, und beinahe unnatürlich gesund. Sie fühlt sich noch genauso gut wie damals in Wellfleet, mit achtzehn Jahren, als sie durch die Glastür in einen Tag hinaustrat, der ganz ähnlich war wie dieser, frisch und beinahe schmerzhaft klar, üppig und grün. Libellen schwirrten zwischen den

Rohrkolben dahin. Es roch nach Gras und herbem Kiefernharz. Richard kam hinter ihr heraus, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: »Oh, hallo, Mrs. Dalloway.« Der Name war Richards Idee gewesen – eine spontane Eingebung, einer trunkenen Nacht im Wohnheim entsprungen, in der er sie überzeugte, dass Vaughan nicht der passende Name für sie sei. Sie müsse, hatte er gesagt, nach einer großen literarischen Gestalt benannt werden, und während sie Isabel Archer oder Anna Karenina hatte durchsetzen wollen, hatte Richard darauf beharrt, dass die Wahl aus naheliegenden Gründen nur auf Mrs. Dalloway fallen könne. Da sei zum einen ihr Vorname, ein allzu offenkundiges Zeichen, als dass man es missachten dürfe, und außerdem, was noch wichtiger sei, stelle sich auch die Schicksalsfrage. Sie, Clarissa, sei eindeutig nicht der Typ, der eine unglückliche Ehe einging oder unter einen Zug geriet. Ihr seien Liebreiz und Wohlergehen beschieden. Mrs. Dalloway also, und dabei würde es auch bleiben. »Ist es nicht wunderschön heute?«, sagte Mrs. Dalloway an diesem Morgen zu Richard. »Die Schönheit ist eine Hure«, antwortete er. »Geld ist mir lieber.« Er zog Esprit vor. Clarissa, die die Jüngste war, die einzige Frau, meinte sich eine gewisse Gefühlsduselei herausnehmen zu können. Wenn es schon Ende Juni gewesen wäre, dann wären sie und Richard ein Paar. Dann wäre es

fast einen ganzen Monat her, seit Richard Louis' Lager verlassen hatte (Louis mit dem Silberblick, der Inbegriff des Bauernjungen, die verkörperte Fleischeshlust) und in ihres übergesiedelt war.

»Tja, zufällig stehe ich auf Schönheit«, hatte sie gesagt. Sie hatte seine Hand von ihrer Schulter genommen und ihn in die Zeigefingerspitze gebissen, ein bisschen fester als beabsichtigt. Sie war achtzehn, hatte einen neuen Namen. Sie konnte tun, was ihr gefiel.

Clarissas Schuhe scharren wie feines Sandpapier über die Stufen, als sie die Treppe hinabsteigt, um Blumen zu besorgen. Wieso ist sie nicht schwermütiger angesichts dieser verqueren Verkettung von Glück (»eine beklommene, prophetische Stimme in der amerikanischen Literatur«) und Richards gleichzeitigem Verfall (»Sie haben überhaupt keine T-Zellen mehr, keine, die wir feststellen können«)? Was stimmt mit ihr nicht? Sie liebt Richard, sie denkt ständig an ihn, aber den Tag liebt sie vielleicht noch ein bisschen mehr. Sie liebt die West Tenth Street an einem gewöhnlichen Sommertag. Sie kommt sich vor wie eine liederliche Witwe mit frisch blondiertem Haar unter ihrem schwarzen Schleier, die beim Leichenschmaus für ihren Gatten ein Auge auf die verfügbaren Männer hat. Von allen dreien – Louis, Richard und Clarissa – ist Clarissa immer die Hartherzigste gewesen und die-

jenige, die am romantischsten veranlagt ist. Über dreißig Jahre lang hat sie deswegen Sticheleien einstecken müssen; vor langem schon hat sie beschlossen, sich zu fügen und ihre sinnlichen, undisziplinierten Reaktionen auszukosten, die, wie Richard es ausdrückte, für gewöhnlich genauso ungezogen und schwärmerisch sind wie die eines besonders aufsässigen, frühreifen Kindes. Sie weiß, dass ein Dichter wie Richard denselben Morgen mit strengem Blick betrachten, ihn bearbeiten, die gelegentliche Hässlichkeit ebenso verwerfen würde wie die beiläufige Schönheit, dass er die ökonomische und historische Wahrheit hinter diesen alten Ziegelhäusern, dem nüchternen, kunstvollen Mauerwerk der Episkopalkirche, dem dünnen Mann mittleren Alters suchen würde, der seinen Jack-Russell-Terrier ausführt (an der Fifth Avenue sind sie mit einem Mal allgegenwärtig, diese wusligen, o-beinigen kleinen Hunde), während sie, Clarissa, sich einfach grundlos an den Häusern ergötzt, der Kirche, dem Mann und dem Hund. Es ist kindisch, das weiß sie. Es fehlt der Biss. Wenn sie diese ihre Liebe öffentlich kundtäte (heute, in ihrem Alter), würde man sie als dumm und einfältig abstempeln wie die Christen mit ihren Wanderklampfen oder die Frauen, die sich in die Rolle des unbedarften Hausweibchens fügen, wenn sie ihrerseits ausgehalten werden. Und dennoch hat sie das Gefühl, dass sie diese

allumfassende Liebe ernst nehmen muss, als sei alles auf dieser Welt Teil eines großen, unerforschlichen Ganzen, als trage alles seinen eigenen geheimen Namen, einen Namen, der sich nicht durch Sprache vermitteln lässt, sondern einfach im Sehen und Fühlen der Sache an sich besteht. Diese entschiedene, nachhaltige Faszination ist das, was sie als Ausdruck ihrer Seele empfindet (ein peinliches, rührseliges Wort, aber wie soll man es sonst nennen?); den Teil von ihr, der womöglich den Tod der leiblichen Hülle überdauert. Darüber spricht Clarissa mit niemandem. Sie quatscht und plappert nicht. Sie äußert sich nur, wenn etwas offenkundig schön ist, und selbst dann kann sie eine gewisse abgeklärte Zurückhaltung wahren. Die Schönheit ist eine Hure, sagt sie manchmal. Geld ist mir lieber.

Heute Abend wird sie eine Party geben. Überall in ihrer Wohnung werden Blumen sein, Büfets, Menschen mit Esprit und Einfluss. Sie wird Richard hindurchführen, achtgeben, dass er nicht zu sehr ermüdet, und danach wird sie ihn uptown zur Preisverleihung begleiten.

Sie strafft die Schultern, als sie an der Fifth Avenue, Ecke Eighth Street steht, an der Ampel wartet. Da ist sie, denkt Willie Bass, der ihr morgens manchmal an ebendieser Stelle begegnet. Die alte Schönheit, das alte Hippiemädchen, nach wie vor mit langem Haar, das selbst ergraut noch trotzig

wirkt, auf ihrer morgendlichen Runde, in Jeans und einem derben Männerhemd, mit irgendwelchen Ethnoslippern (aus Indien? Mittelamerika?) an den Füßen. Sie besitzt immer noch eine gewisse Sinnlichkeit; einen gewissen bohemienhaften, hexenartigen Charme; und doch wirkt sie an diesem Morgen eher tragisch, wie sie so aufrecht dasteht in ihrem weiten Hemd und den Drittweltschuhen, sich gegen die Schwerkraft wehrt, wie ein Mammutweibchen, das bereits bis zu den Knien in einem Teersee steckt, eine kurze Ruhepause einlegt, stolz und wuchtig aufragt, lässig beinahe, so tut, als betrachte es die zarten Gräser, die es am andern Ufer erwarten, während es allmählich begreift, dass es hier festsitzt, allein, nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die Schakale ausschwärmen. Geduldig wartet sie an der Ampel. Vor fünfundzwanzig Jahren musste sie umwerfend gewesen sein; die Männer müssen in ihren Armen dahingeflossen sein. Willie Bass ist stolz darauf, dass er die Geschichte eines Gesichts deuten kann; begreifen, dass diejenigen, die heute alt sind, einst jung waren. Die Ampel springt um, und er geht weiter.

Clarissa überquert die Eighth Street. Sie ist hoffnungslos in den ausgedienten Fernseher verliebt, der verlassen neben einem einzelnen Stöckelschuh aus weißem Kunstleder am Straßenrand steht. Sie liebt den Karren des Obsthändlers, auf dem sich

Brokkoli, Pfirsiche und Mangos türmen, alle mit einem Schild versehen, auf dem der Preis und eine Fülle von Satzzeichen prangen: »\$ 1.49!!«, »3 für EINEN Dollar!?!« »50 Cents pro St.!!!!« Vor ihr, unter dem Bogen, steht eine alte Frau in einem dunklen, hübsch geschnittenen Kleid, die anscheinend singt, genau zwischen den zwei Statuen von George Washington, dem Heerführer und dem Staatsmann, beide mit verwittertem Gesicht. Das ständige Wogen und Branden dieser Stadt ist es, was einen bewegt, ihre Vielschichtigkeit, ihre unendliche Lebenskraft. Man kennt die Geschichte von Manhattan, weiß, dass es einst eine Wildnis war, die für ein paar Perlenschnüre gekauft wurde, doch man kann sich schlechterdings nicht vorstellen, dass hier je etwas anderes als eine Stadt gewesen ist; dass man, wenn man zu graben anfängt, nicht auf die Ruinen einer anderen, älteren Stadt stößt und dann auf noch eine und wieder eine. Unter dem Zement und dem Gras in diesem Park (sie ist jetzt im Park, dort, wo die alte Frau den Kopf zurückwirft und singt) liegen die Gebeine derer, die auf dem Armenfriedhof beerdigt wurden, der vor hundert Jahren einfach zugestampft wurde, als man den Washington Square anlegte. Clarissa schreitet über die Toten hinweg, während rundum Männer flüsternd Drogen anbieten (ihr nicht), drei schwarze Mädchen auf Rollerskates vorbeisurren und

die alte Frau ihr schrilles, unmelodisches *Iiiii* antimmt. Clarissa ist ausgelassen, überglücklich, begeistert über ihre neuen Schuhe (bei Barney's im Schlussverkauf erstanden, aber dennoch); hier endlich zeigt sich der Park in seiner hartnäckigen Hässlichkeit, die selbst unter der Schicht aus Gras und Blumen zu erkennen ist; hier sind die Drogendealer (würden sie einen umbringen, wenn es darauf ankommt?) und die Irren, die Fassungslosen und Verwirrten, die Menschen, deren Glück, falls sie jemals welches hatten, aufgebraucht ist. Dennoch liebt sie die Welt, weil sie so roh und unverwüstlich ist, und sie weiß, dass auch andere Menschen sie lieben müssen, Arme ebenso wie Reiche, auch wenn sich niemand näher zu den Gründen äußert. Wieso kämpfen wir sonst so um unser Leben, egal wie hinfällig und leidend wir sind? Selbst wenn wir noch geschwächer sind als Richard; selbst wenn wir ausgezehrt sind, voller Schwären, das Bettzeug besudeln; dennoch wollen wir unbedingt weiterleben. Es muss etwas mit alledem hier zu tun haben, denkt sie. Räder, die über Beton surren, das ständige Rütteln und Schütteln; die hellen Gischtschleier, die vom Springbrunnen stieben, während sich junge, halbnackte Männer ein Frisbee zuwerfen und durchdringender, nach Fleisch duftender Rauch von den ziselierten silbernen Karren der Straßenhändler (aus Peru, aus Guatemala) aufsteigt; alte

Männer und Frauen, die sich auf den Bänken in der Sonne räkeln, leise miteinander sprechen, den Kopf schütteln; das Plärren der Autohupen und das Gitarrengeklimmer (die zottelige Truppe da drüben, drei Jungs und ein Mädchen, spielen die tatsächlich »Eight Miles High«(?)); die glänzenden Blätter an den Bäumen; ein gefleckter Hund, der hinter den Tauben herhetzt, und ein Radio, aus dem im Vorübergehen »Always love you« schallt, während die Frau in dem dunklen Kleid unter dem Bogen steht und *Iiiii* singt.

Sie überquert den Platz, fängt sich ein paar Spritzer vom Springbrunnen ein, und da kommt Walter Hardy, muskulös, in Shorts und weißem Tanktop, der sich flotten, federnden Schrittes zum Washington Square Park begibt. »Hey, Clare«, ruft Walter aufgekratzt, und einen peinlichen Moment lang wissen sie nicht recht, wie sie sich küssen sollen. Walter hat es auf ihren Mund abgesehen, und sie wendet sich unwillkürlich ab und bietet ihm stattdessen ihre Wange. Dann besinnt sie sich und dreht sich eine halbe Sekunde zu spät wieder um, so dass Walters Lippen nur ihren Mundwinkel berühren. Ich bin so prüde, denkt Clarissa, so altjüngferlich. Ich ergehe mich in der Schönheit der Welt, aber ich scheue einfach instinktiv davor zurück, einen Freund auf den Mund zu küssen. Richard hatte ihr vor dreißig Jahren schon gesagt, dass sich hinter all

ihrem Piratenbrautgehebe eine brave, gutbürgerliche Hausfrau verberge, und nun entlarvt sie sich als Kleingeist, viel zu konventionell, die Ursache vielen Leids. Kein Wunder, dass ihre Tochter sie ablehnt.

»Schön, dich zu sehen«, sagt Walter. Clarissa weiß – sie kann es förmlich sehen –, dass Walter sie in diesem Moment abschätzt, ihren genauen Stellenwert zu ermessen versucht. Ja, sie ist die Frau in dem Buch, die Hauptfigur eines mit Spannung erwarteten Romans aus der Feder eines geradezu sagenumwobenen Autors, doch das Buch war ein Flop, nicht wahr? Es wurde kurz besprochen, dann verschwand es stillschweigend in der Versenkung. Sie ist, befindet Walter, so etwas wie eine geschasste Aristokratin, interessant, aber ohne besondere Bedeutung. Sie sieht ihm an, dass er zu einem Entschluss gekommen ist. Sie lächelt.

»Was machst du denn an einem Sonnabend in New York?«, fragt sie.

»Evan und ich bleiben dieses Wochenende in der Stadt«, sagt er. »Mit diesem neuen Cocktail geht es ihm viel besser. Er sagt, er möchte heute Abend tanzen gehen.«

»Ist das nicht ein bisschen zu viel?«

»Ich habe ein Auge auf ihn. Ich lass ihn nicht über die Stränge schlagen. Er möchte einfach mal wieder raus in die Welt.«

»Meinst du, er hat Lust, heute Abend zu uns zu

kommen? Wir veranstalten eine kleine Party für Richard, zur Feier des Carrouters-Preises.«

»Oh. Klasse.«

»Du weißt doch darüber Bescheid, nicht?«

»Klar.«

»Den gibt's nicht jedes Jahr. Die müssen keine Quote erfüllen wie das Nobel-Komitee und all die anderen. Die verleihen ihn einfach, wenn ihnen jemand auffällt, dessen Lebenswerk eindeutig etwas Besonderes ist.«

»Großartig.«

»Ja«, sagt sie. »Der letzte Preisträger war Ashberry«, fügt sie nach einer Pause hinzu. »Vor ihm waren es Merrill, Rich und Merwin.«

Walters breites, unschuldiges Gesicht verdüstert sich kurz. Grübelt er über die Namen nach?, fragt sich Clarissa. Oder könnte es sein, dass er womöglich neidisch ist? Bildet er sich ein, dass auch er einen Anspruch auf eine solche Ehrung hätte?

»Tut mir leid, dass ich dir wegen der Party nicht früher Bescheid gesagt habe«, sagt sie. »Ich bin nur gar nicht auf die Idee gekommen, dass du hier bist. Ihr zwei, du und Evan, seid doch am Wochenende nie in der Stadt.«

Walter sagt, natürlich werde er kommen, und er werde Evan mitbringen, wenn Evan es sich zutraue, obwohl Evan seine Kräfte möglicherweise fürs Tanzen aufsparen wolle. Richard wird fuchsteufelswild

werden, wenn er hört, dass sie Walter eingeladen hat, und Sally wird sicher auf seiner Seite stehen. Clarissa weiß das. Kaum etwas ist so leicht nachvollziehbar wie die Verachtung, die Walter Hardy häufig entgegenschlägt, der dazu auserkoren ist, mit Baseballkappen und Nikes sechsvierzig zu werden; der unverschämt viel Geld mit Liebesromanen über Lust und Leid perfekt gebauter junger Männer verdient; der nächtelang zu House-Musik tanzen kann, selig und unermüdlich wie ein Deutscher Schäferhund, der ein ums andere Mal einen Stock apportiert. Männer wie Walter sieht man in Chelsea oder im Village zuhauf, Männer, die dreißig, vierzig oder älter sind und darauf bestehen, dass sie schon immer beschwingt und bester Dinge waren, kräftig und körperbewusst; dass sie niemals seltsame Kinder waren, nie gehänselt oder verhöhnt wurden. Richard ist der Ansicht, dass diese ewig jugendlichen Schwulen der Sache mehr schaden als die Männer, die kleine Jungs verführen, und ja, es stimmt, dass Walters Hang zu Ruhm und Rummel, sein Interesse für Mode und die neuesten Restaurants durch keinerlei abgeklärte Ironie oder Zynismus, nichts auch nur annähernd Tieferschürfendes getrübt wird. Doch gerade diese unschuldige Gier ist es, die Clarissa so schätzt. Lieben wir Kinder zum Teil nicht deswegen, weil sie in einer Welt ohne Ironie und Zynismus leben? Ist

es denn so schrecklich, wenn ein Mann mehr Jugend, mehr Vergnügen möchte? Außerdem ist Walter nicht korrupt, nicht unbedingt. Er schreibt die besten Bücher, zu denen er fähig ist – Bücher voller Romantik und Opferbereitschaft, Mut auch im Missgeschick –, und sicherlich bieten sie zahllosen Menschen echten Trost. Sein Name taucht ständig auf Einladungen zu Wohltätigkeitsveranstaltungen und Protestschreiben auf; er verfasst peinlich überschwängliche Werbetexte für junge Autoren. Er kümmert sich gut und gewissenhaft um Evan. Heutzutage, so glaubt Clarissa, misst man Menschen zuerst an ihrer Güte und Hingabefähigkeit. Manchmal hat man all den Esprit und Intellekt satt; das allgemeine Hausierengehen mit der eigenen Genialität. Sie denkt nicht daran, sich ihren Spaß an Walter Hardys schamloser Seichtigkeit nehmen zu lassen, selbst wenn es Sally zum Wahnsinn treibt und sogar dazu geführt hat, dass Richard sich laut gefragt hat, ob sie, Clarissa, nicht ihrerseits mehr als nur ein bisschen oberflächlich und unbedarf ist.

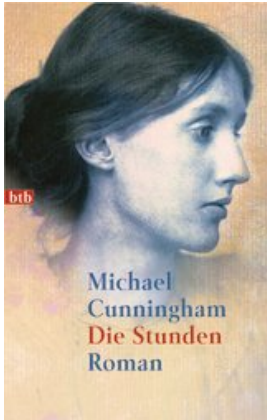
»Gut«, sagte Clarissa. »Du weißt ja, wo wir wohnen, stimmt's? Um fünf Uhr.«

»Fünf Uhr.«

»Es muss so früh sein. Der Festakt ist um acht, und wir wollen die Party lieber vorher statt danach feiern. Richard hält nachts nicht mehr so lange durch.«

»Gut. Fünf Uhr. Bis dann.« Walter drückt Clarissa die Hand und geht mit wiegendem Tänzelschritt weiter, ein Ebenbild unbändiger Vitalität. Irgendwie ist es ein grausamer Scherz, Walter zu Richards Party einzuladen, aber schließlich ist Walter am Leben, genau wie Clarissa, an einem Junimorgen am Leben, und er wäre fürchterlich verschnupft, wenn er erführe (und anscheinend erfährt er alles), dass Clarissa an diesem Tag mit ihm gesprochen und absichtlich nichts von der Party erwähnt hat. Der Wind zaust an den Blättern, so dass die helleren, gräulich grünen Unterseiten zu sehen sind, und plötzlich wünscht sie inständig, dass Richard bei ihr wäre, hier und jetzt – nicht so, wie er geworden ist, sondern Richard, wie er vor zehn Jahren war; Richard, der furchtlose, unermüdliche Gesprächspartner, Richard, der Stichler. Sie sehnt sich nach der Auseinandersetzung, die sie und Richard wegen Walter gehabt hätten. Vor Richards Leiden hat Clarissa immer mit ihm gestritten. Richard zerbrach sich den Kopf sogar über die Frage nach Gut und Böse, und auch in zwanzig Jahren ließ er niemals gänzlich von dem Gedanken ab, dass Clarissas Entschluss, mit Sally zusammenzuleben, wenn schon nicht schlichtweg ein Zeichen von großer Charakterlosigkeit, so doch von Schwäche ihrerseits sei, die sich Frauen im Allgemeinen (auch wenn er das nie zugeben würde) vorwerfen lassen mussten, da er anscheinend schon früh zu der

Ansicht gelangt war, dass Clarissa nicht nur für sich stehe, sondern für all die Fähigkeiten und Fehler ihres Geschlechts. Richard ist immer ihr unerbittlichster, provokantester Weggefährte gewesen, ihr bester Freund, und wenn Richard noch der alte wäre und nicht von seiner Krankheit gezeichnet, könnten sie hier und jetzt zusammen sein, über Walter Hardy und die Suche nach der ewigen Jugend streiten, über den Hang schwuler Männer, die Jungs zu imitieren, die sie auf der Schule gequält hatten. Der alte Richard hätte sich eine halbe Stunde und länger über alle möglichen Interpretationen der ungelinken Kopie von Botticellis Venus ausgelassen, die ein junger Schwarzer mit bunter Kreide auf den Beton malte, und wenn dieser Richard die vom Wind hochgewirbelte Plastiktüte bemerkt hätte, die sich vor dem blauen Himmel aufblähte, pulsierte wie eine Qualle, hätte er sich über Kunststoffe und die ewige Profitgier ausgelassen, das Abstauben. Er hätte darüber reden wollen, dass die Tüte (nehmen wir an, sie hat Pommes frites und überreife Bananen enthalten; nehmen wir an, sie ist von einer gestressten, mittellosen Mutter achtlos weggeworfen worden, als sie inmitten ihrer sich zankenden Kinderschar einen Laden verließ) in den Hudson River geweht und schließlich in den Ozean treiben würde, wo irgendwann eine Meeresschildkröte, ein Wesen, das hundert Jahre alt werden konnte, diese Tüte irrtümlich



Michael Cunningham

Die Stunden

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-14690-0

btb

Erscheinungstermin: April 2014

Ein Tag im Leben dreier Frauen: Clarissa Vaughan spaziert an einem strahlenden Junimorgen durch die Straßen von New York. Es ist das pulsierende New York der späten neunziger Jahre. Clarissa will Blumen für eine Party besorgen, die sie an diesem Abend für ihren aidskranken Freund Richard geben will, der soeben einen bedeutenden Literaturpreis erhalten hat. Sie kennen sich seit Jahrzehnten, für kurze Zeit waren sie auch ein Paar. Richard gab ihr den Spitznamen Mrs. Dalloway, weil sie ihn an die Heldin aus Virginia Woolfs gleichnamigen Roman erinnert.

Laura Brown ist mit einem Kriegsveteranen verheiratet, der rührend um sie bemüht ist, ihr kleiner Sohn liebt sie abgöttisch, sie ist zum zweitenmal schwanger. Doch das Hausfrauenleben in einem Vorort von Los Angeles erdrückt sie. An einem Tag im Jahr 1949 flieht sie vor den alltäglichen Pflichten, mietet sich ein Zimmer in einem Hotel und liest fasziniert "Mrs. Dalloway". Virginia Woolf ringt im Jahr 1923 um den Anfang ihres neuen Romans, dem sie den Arbeitstitel "The Hours" (Die Stunden) gegeben hat und der einmal "Mrs. Dalloway" heißen wird. Sie hat Kopfschmerzen und hört Stimmen, und sie vermisst die Großstadt, obwohl sie weiß, dass ihr der Rückzug aufs Land nach Richmond gut tut. Fast steigt sie in den Zug nach London, nur fast, denn nun schreibt sie den ersten Satz: "Mrs. Dalloway sagte, sie wolle die Blumen selber kaufen."

In seinem überwältigend schönen und bewegenden Roman schildert Michael Cunningham einen Tag im Leben dieser drei Frauen. Von Virginia Woolfs Leben und Werk inspiriert, schafft er eine ganz eigene Welt, die sich um die Möglichkeiten von Freundschaft und Liebe dreht, um das Auffangen von Scheitern und Lebensüberdruß und um eine Gemeinschaft jenseits von Leben und Tod: der Literatur.